

Verdienstliches Ringen mit der Sprachschranke

Autor(en): **Bernhard, Roberto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **27 (1971)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-422133>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

- ¹⁸ Eduard Sievers, Ziele und Wege der Schallanalyse. Zwei Vorträge. In: Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft. Festschrift für Wilhelm Streitberg. S. 65—111. Heidelberg 1924. S. 74.
- ¹⁹ Eduard Sievers, Über ein neues Hilfsmittel philologischer Kritik (1903). In: Rhythmisch-melodische Studien. Vorträge und Aufsätze. Germanische Bibliothek. Hg. von Wilhelm Streitberg. Zweite Abteilung: Untersuchungen und Texte. Fünfter Band. Heidelberg 1912. S. 87.
- ²⁰ Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. I. Abteilung. 20. Band. Weimar 1892. S. 135 f.
- ²¹ Hofmannsthal, Andreas oder Die Vereinigten. Die Fischer Bibliothek der hundert Bücher. Hg. von Walther Killy. Exempla Classica 20. Frankfurt a. M. 1961. S. 94.

Verdienstliches Ringen mit der Sprachschranke

Von Dr. R. Bernhard, Lausanne

Im welschen Verlagswesen, das in den letzten Jahren zunehmende Rührigkeit entfaltet, nimmt die Buchreihe der „Livres du mois“, des monatlich erscheinenden Roman-, Novellen- oder Abhandlungsbandes der „Société de la Feuille d’Avis de Lausanne“ und der „Imprimeries Réunies SA“ in Lausanne eine besondere Stellung ein. Diese industriell hergestellten und doch gepflegt wirkenden Publikationen, die von Jean-Jacques Huber verwaltet und von Bertil Galland literarisch betreut werden, erreichen, wie gewisse Veröffentlichungen der Lausanner „Editions Rencontre“, breiteste Kreise, vom einfachen, anspruchslosen Leser bis zum Kenner. Für den Deutschschweizer sind sie ebenfalls sowohl eine Fundgrube weiter zurückliegenden, längst vergriffenen, ja zum Teil dem Drucke bisher entzogen gewesenen schriftstellerischen Schaffens welscher Mitbürger als auch ein Greifbarmachen zeitgenössischer Arbeiten. Mit der Aufnahme von Texten Max Frischs, Robert Walsers und Meinrad Inglins in die Sammlung wird von welscher Seite auch eine Bresche in die Sprachschranke geschlagen, eine Bresche, die um so bemerkenswerter und wertvoller ist, als der tonangebende Lektor in anderer Beziehung aus seinen Vorbehalten gegenüber der Deutschschweiz kein Hehl macht.

Das Problem der „kodifizierten“ und der Umgangssprache

Die Herausgabe von Robert Walsers Werk „Der Gehülfe“ als 15. Monatsbuch hat das Problem der Sprachschranke besonders deutlich werden lassen. Dem „L’Homme à tout faire“ überschrie-

benen Bande hat der Übersetzer, Walter Weideli aus Genf, ein beachtliches Nachwort beigefügt, das die Mühe des Übertragens greifbar machen will und dies denn auch in fesselnder Weise tut. Denn Walser ist keine einfache Dolmetscheraufgabe. Walser liebte es, sich immer wieder schlicht und ehrlich zur Umgangssprache zu bekennen. Er scheute auch nicht vor ihren Wortwiederholungen zurück, vor dem einzigen „Stilfehler“ also, den die Volksschule einigermaßen erfolgreich einem Teil ihrer Absolventen auszutreiben pflegt. Diese Option für die „wirkliche, lebendige, gegenwärtige“ Sprache „gegen die geschriebene, kodifizierte, autorisierte Sprache“, wie Weideli das nennt, geht ein wenig wider den Geist des Französischen. Weideli bekennt aber Walsers „(gewinnbringender) Kühnheit“ gefolgt zu sein; er habe dabei auf den französischen Sprachgebrauch der Kinder gehorcht. Weideli fragt, sich gewissermaßen entschuldigend: „Und warum nicht? Warum mogeln, warum sich den Kopf zerbrechen? Gestützt auf welchen Erlaß welchen Schulmeisters? Und mit welchem Gewinn?“ Weidelis Wille zur werkgetreuen Übersetzung trifft sich prächtig mit der derzeitigen Wiederentdeckung der dichterischen Tauglichkeit, der wirklichen Ausdruckskraft der französischen, der nichtakademisierten, der nichthöfischen Volkssprache der Romandie gerade da, wo sie kein Dialekt mehr ist, sondern „Hochsprache“ zu sein versuchte, ohne aber ihre Herkunft verleugnen zu können. Es wäre vielleicht nützlich gewesen, dem Leser französischer Sprache nahezubringen, welche solide Überlieferung die Absicht, „dem Volke aufs Maul zu schauen“, seit Luther im deutschsprachigen Schrifttum hat, und wie sehr es gerade den mundartgewohnten Deutschschweizer Verfassern als bereichernde Quelle naheliegt. Weideli hat indessen sehr wohl verstanden, daß banale Worte, unter geeigneten Umständen fallengelassen, von überraschender Inhaltsschwere werden können. Mit Recht hebt der Übersetzer Walsers gekonnten Umgang mit diesem Mittel hervor.

Form und Unbestimmtheit als Kunstgriff

Weideli hatte aber auch mit Walsers häufigem Zurückschrecken vor bestimmter Ausdrucksweise zu kämpfen. Walser griff öfters zu Umschreibungen von Zuständen und Vorgängen, die in ungewissen Vergleichen, in Bemerkungen, wie, es sehe etwas aus „als ob“, stecken bleiben. Weideli zitiert eine bezeichnende Stelle, wo eine Romanfigur Walsers etwas sagt, während sie — laut Walser — strickt oder häkelt. Weideli fragt sich, warum sich der Autor nicht entscheidet, was er seine Romangestalt in dem Augenblick hantieren lassen will. Der Leser erwarte doch Ent-

schiedenheit darüber, was in der Erzählung „ist“. Weideli erklärt: Walser läßt ihm die Wahl, denn das Wesentliche liegt anderswo als im Stricken oder aber Häkeln, und vor allem war für Walser das Leben nichts, das fein säuberlich in Schubladen eingeteilt werden konnte. Das läßt er den Leser spüren. Und daß der Übersetzer, von den Bedürfnissen „lateinischer Klarheit“ unbeeinträchtigt, mitgeht und den Autor nicht verraten mag, ist letzten Endes ein schöner Dienst am Leser, den es in die eigentümliche Denkweise Walsers, aber vielleicht auch in einen in formalen Fragen etwas anders gestalteten kulturellen Hintergrund als den gewohnten französischen einzuführen gilt.

Die Geschmeidigkeit des Deutschen und die Sperrigkeit des Französischen

Walsers Übersetzer wurde schließlich noch einer dritten Schwierigkeit gegenübergestellt, nämlich der Unbefangenheit der Deutschsprachigen im Bilden neuer Ausdrücke, einer Unbefangenheit, die gerade Walser besonders eigen war. Weideli zeigt eindrucklich, wie er etwa mit folgendem doppelten Satz Walsers zu ringen hatte: „Draußen empfing ihn eine klare, kalte Welt.“ Bis dahin kann Weideli ohne weiteres folgen: „Dehors, un univers clair, froid l'acquieillit.“ Aber dann wird's mühsam: „Etwas Hohes und Gewölbtes von einer Welt.“ Weideli holte sich erst Rat in der bestehenden Übersetzung ins Italienische. Da heißt es zunächst: „Fuori fu accolto da un mondo limpido e gelido“, worauf der Übersetzer italienischer Sprache anhängt: „... sotto la cupola di un universo sublime.“ Weideli empfindet wie wir: Das ist eine elegante, dem Italienischen sogar kongeniale Lösung. Aber es ist nicht Walser. Weideli entschließt sich, seinen Racine, seinen Voltaire und seinen Vinet zu vergessen, um nicht an Walser vorbei zu übersetzen, und ist überzeugt, dabei zumindest das wirkliche, das im Alltag, im Volk gesprochene Französische nicht zu schänden. Er übersetzt: „Quelque chose de haut et de bombé comme univers“, genau wie die Kinder sagen: „C'est bon comme gâteau“ — „'s ist was Gutes von einem Kuchen.“

Der Grundgedanke erscheint trefflich. Er trägt seine Früchte da, wo Weideli vergeblich im Wörterbuch nach einem französischen Gegenstück für Walsers Ausdruck „ein Geschneie“ sucht und dann über Verlaine auf das volkstümliche „il neigeotte“ stößt, was ihm ergibt: „c'était un neigeottement impénétrable.“ Das also wäre geschafft. Aber jenes „bombierte Universum“? Da das Französische nicht unsere Muttersprache ist, können wir uns natürlich täuschen. Daß aber Weideli für einen von unten ins Himmelsgewölbe, in etwas Konkaves, überwölbt Hohlräumiges füh-

renden Blick ausgerechnet das der Vorstellung des ausgestülpt Prallen, Konvexen rufende Wort „bombé“ braucht, wo doch das gewissermaßen architektonisch und für unser Gefühl einzig treffende „voûté“ so offensichtlich bei der Hand zu liegen scheint, will uns nicht in den Kopf.

Gleich geht es uns mit einem weiteren von Weideli als Beispiel erwähnten Ausdruck Walsers, seiner „Seesommernachtsstille“. Ein stimmungsschweres, in sich ausgewogen ruhendes, von seinem Klang und Rhythmus her die Vorstellung des Gemeinten ausgeprägt stützendes Wortgebilde! Weideli glaubt sich durch die „Ungeschmeidigkeit des Französischen“ gezwungen, dies mit „ce silence de nuit d'été de lac“ wiederzugeben. Holpriger geht's nimmer! Das beweist natürlich, wie schwierig es ist, etwas vom „Geist“, vom „génie propre“ der einen Sprache in jenen der anderen umzugießen. Doch fragen wir uns, ob hier etwa „ce silence nocturne d'un lac estival“ oder „ce silence lacustre, estival et nocturne“ der französischen Sprache nicht weniger Gewalt angetan und der Musikalität des Wortes „Seesommernachtsstille“ nicht näher gekommen wäre — mag „lacustre“ auch ein Ausdruck sein, der in der Regel der Sprache der Natur- und Urgeschichtsforscher eigen bleibt.

Schulhelfer(innen) für Italienerkinder

Auf der Durchreise in Darmstadt las ich anfangs Mai am Anschlagbrett einer katholischen Kirche einen Aufruf des Pfarramtes an die Gläubigen, sie möchten sich zur Verfügung stellen, um fremdsprachigen Schulkindern bei den Aufgaben zu helfen. Die „Schulnot“ dieser ausländischen Kinder, deren Eltern zu wenig Deutsch könnten, um ihnen zu helfen, erfordere sofortige Hilfe im Geiste der Nächstenliebe. Ich dachte gleich, daß hier auch für unsere schweizerischen Verhältnisse eine Möglichkeit für den *Einzelnen* sichtbar werde, wie er die Eingliederung der Fremdsprachigen fördern könne — statt alles Heil von Behörden, Kommissionen, Vereinen usw. zu erwarten und die ganze Last den Lehrern zu überlassen.

Kurz darauf machte die folgende Meldung der Schweizerischen Depeschenagentur (vom 28. Mai 1971) die Runde durch die Schweizer Presse: „Um den Italienerkindern bei der Bewältigung der Hausaufgaben behilflich zu sein, hat die Gemeinde